Friedens-Garantien.

Die Völker Europas können ganz ruhig sein, der Friede ist gesichert — der Zweibund und der Dreibund stehen noch auf festen Füßen. Das zeigen die Reise des Präsidenten der französischen Republik an Väterchens Hof und die obligaten Trinksprüche auf den Zweibund, die dabei gesprochen wurden, das zeigen auch die Reden, die dieser Tage in der italienischen Kammer und in den österreichisch-ungarischen Delegationen von den Ministern des Aeußeren, Prinetti und Goluchowski, gehalten wurden, wonach die Erneuerung des Dreibundsvertrags zweifellos ist. Es tritt also in der Stellung der Völker zu einander kein Wechsel ein — trotz seiner Extratour mit Madame la France bleibt uns Italien als Verbündeter erhalten und das europäische Gleichgewicht wird gewahrt —, was ja wohl nach Ansicht der Diplomaten die sicherste Friedensgarantie bietet. Hoffentlich wird es nicht etwa erschüttert durch den von französischen Blättern signalisierten Eintritt Dänemarks in die franko-russische Allianz. Die Sache wird dadurch ja nur symmetrischer — zwei Dreibunde werden das Gleichgewicht besser halten können, als ein Dreibund und ein Zweibund.

Der Friede ist also gewahrt. Denn diese Bundnisse streben nichts an, als die Erhaltung des Friedens, ebenso wie die militärischen Rüstungen bekanntlich nur dazu bestimmt sind, den Frieden zu sichern. Das hat der Präsident des französischen Staates in einem seiner an den Zaren gerichteten Trinksprüche in trefflicher Weise ausgedrückt. Er gratulierte dem Selbstherrscher Nikolaus zu seinen herrlichen Truppen, „die für niemand eine Drohung sind". Wem das nicht ganz klar ist, der tröste sich damit, daß in der hohen Politik allerlei passiert, was beschränktem Unterthanenverstande widerspruchsvoll deucht. Der tröste sich damit, daß dieser anscheinende Widerspruch auch nicht schlimmer ist, als wenn der Präsident der Republik der Menschenrechte dem Despoten an der Newa freundschaftlich die Hand schüttelt zu einer Zeit, wo dieser Despot und Friedensfürst seine nach Menschenrechten schreienden Unterthanen knuten und niedersäbeln, einkerkern und deportieren läßt. Oder, als wenn Loubet auf dem Sarge des grimmen Reaktionärs Alexander III. einen Ehrensäbel niederlegt — er, der in Frankreich die republikanischen Tugenden und den Steg Waldeck-Rousseaus über die Feinde der Republik feiert. Ein Staatsmann thut halt schon etwas für den Frieden, und wenn er deswegen seine republikanische Anschauung auch eine Zeitlang verstecken und sich durch die Krippen höfischer Etiquette qualvoll durchwinden müßte. Freilich hat das russische Volk für diese Selbstverleugnung nicht das genügende Verständnis bewiesen — nicht einmal während der Tage der Volksverbrüderung hat es sein Stohnen und Murren eingestellt und es hat sich nicht gescheut, während der Anwesenheit des hohen Gastes eine Revolte zu versuchen. Das war in der That wenig rücksichtsvoll.

Die Völker scheinen eben für die hehre Friedenspolitik ihrer Regenten noch nicht reif zu sein. Der Friedenszar muß sich mit seinem Volke herumschlagen, daß das Blut in Strömen fließt, und dieses rauflustige Volk respektiert das Bündnis mit Frankreich nicht einmal, wie sein pöbelhaftes Benehmen während des Besuches zeigt. In Frankreich wollen die Sozialisten von dem Bündnis mit dem Friedenszaren nichts wissen. Und dem Dreibund geht's nicht viel besser. In Italien und Oesterreich-Ungarn stehen große Volksteile kalt, ja feindlich zu ihm. Die Völker können sich wahrlich nicht rühmen, daß sie diese Bollwerke des Friedens errichtet haben, das Verdienst gebührt den Regierungen, den Diplomaten.

Natürlich halten sie deshalb um so besser. Es sind prächtige Friedensgarantien, diese Bündnisse, die beileibe keine Drohungen sein sollen. Sie sind für die Friedenssache ebenso förderlich, wie die Kanonen und Flinten, die den Frieden schützen — solange sie nicht losgehen!

Deutsches Reich.

Berlin, 30. Mai. Die Plenarsitzungen des Abgeordnetenhauses werden am 31. Mai, 2. und 3. Juni ausfallen, damit die Kommissionen den Tag über ihre Arbeiten fördern können.

— Die müden Landboten. In parlamentarischen Kreisen wünscht man, daß der Staatsregierung nahegelegt werde, den Landtag ebenfalls wie den Reichstag möglichst bald bis zum Herbst zu vertagen. Man will in der Hauptsache nur noch die Polenvorlage erledigen.

— Die Zuckerwoche. Die ordentliche Generalversammlung der Abteilung der Rohzuckerfabriken des Vereins der deutschen Zuckerindustrie findet am Dienstag den 3. Juni, mittags 12 Uhr, im Hotel Kaiserhof zu Berlin statt. Ueber die gegenwärtige Lage der deutschen Zuckerindustrie und die Brüsseler Konvention berichtet Herr Dr. Hager.

— Ein „kräftiges Wörtlein" will die Deutsche Tagesztg. mit der oldenburgischen Regierung reden, wenn nachfolgendes Telegramm der Magdeb. Ztg. aus Oldenburg stimmt:

„Das Staatsministerium beantwortete die Eingabe der Landwirtschaftskammer betreffend die Aufrechterhaltung der Grenzsperre gegen ausländisches Vieh ablehnend." — Es wäre zu wünschen, daß die oldenburgische Regierung der Deutschen Tagesztg. Anlaß zu ihrem kräftigen Wörtlein gäbe.

Die echte Königstreue ist trotz der vergiftenden Agitation der Sozialdemokratie noch nicht aus der Arbeiterschaft geschwunden. Das ersieht man aus folgender Geschichte, die die gutgesinnte Presse mit Behagen verbreitet:

Bei seinem jüngsten Aufenthalte auf der Saalburg wurde dem Kaiser vom Baurat Jacobi die Mitteilung gemacht, daß die Ausgrabungen ein altrömisches Horn zu Tage gefördert hätten, das noch recht gut erhalten sei. Der Monarch ließ sich den seltenen Fundgegenstand zeigen, betrachtete ihn mit größter Aufmerksamkeit und fragte dann lächelnd: „Jacobi, können Sie blasen?" — „Nein, Majestät." — „Ich auch nicht," bemerkte der Monarch und wandte sich an seine Umgebung mit der Frage, ob einer der Herren mit den Ansitten des Trompeters von Säkkingen erfahren sei. Die Herren vom Militär sowohl als auch die vom Zivil verneinten, worauf Baurat Jacobi auf einen Saalburg Arbeiter hinwies, der beim Militär Trompeter gewesen. Man zitierte den Mann, der in seinem Arbeitskittel mit großer Zaghaftigkeit angelaufen kam. „Sie können blasen?" — „Zu Befehl, Majestät." — „Na, dann blasen Sie mal auf diesem altrömischen Horn!" Der Arbeiter setzte das Instrument an den Mund und entlockte ihm einige grunzende Töne, während er es zu einer lustigen Fanfare nicht bringen konnte, so sehr er sich auch bemühte. Kaiser Wilhelm sah den Bestrebungen des alten Soldaten mit Humor zu, und als eine harmonische Aeußerung des Fundstücks, aller Versuche ungeachtet, nicht zu erzielen war, nahm er dem Manne das Horn wieder ab und setzte es — was von den Zeugen der Szene lebhaft bemerkt wurde — ohne es abzuwischen, an die Lippen und — — blies. Der Kaiser brachte es aber auch über einige furchtbare Dissonanzen nicht hinaus. Er gab das Horn an Baurat Jacobi zurück und schenkte dem Arbeiter eine Zigarre, die dieser sorgfältig in seinem Kittel verbarg. „Willst Du sie nicht rauchen?" fragte der Kaiser. — „Nein, Majestät." — „Warum nicht?" — „Die heb' ich mir auf als Andenken, Majestät." — „So," erwiderte der Kaiser, „da wird aber nichts draus, mein Junge; die Zigarre steckst Du Du jetzt an — — hat einer der Herren Feuer?" — Das ganze Gefolge fährt in die Tasche, und ein General entzündet ein Schwedisches, das er dem Arbeiter reicht. „So, so sie brennt ja ganz schon, und hier hast Du eine zweite, die kannst Du meinetwegen als Andenken aufbewahren." Sprach's und verabschiedete sich dankend von dem Artilleristen.

Dieser Arbeiter, der die doch jedenfalls gute Zigarre, die ihm der Kaiser schenkte, nicht rauchen, sondern sie als Andenken aufbewahren will, ist das Muster eines guten Bürgers und Unterthanen. Und so werden alle braven Patrioten mit Erbauung diese Geschichte lesen, auch die gutgesinnten Arbeiter, wenn sie etwa das vertrauliche „du", mit dem der Arbeiter bedacht wurde, nicht stört! Aber das ist wohl kaum zu befürchten.

Und der Grund? Wir haben in der Mittwochsnummer mitgeteilt, daß dem wegen der Zittauer Säbelaffaire verurteilten Leutnant Rose der Offizierscharakter abgesprochen worden ist. Zu dieser Meldung finden wir in einem Bruderblatte die Bemerkung: „Gegenüber der rücksichtsvollen Art und Weise, wie man sonst gegen Offiziere verfährt, die sich gegen das Zivil vergangen haben, sticht das entschiedene Vorgehen gegen den Leutnant Rose vorteilhaft ab."

Wir haben eine solche Bemerkung nicht gemacht, weil wir nicht sicher sind, ob sie berechtigt ist. Es steht nämlich, so lange man über die Gründe des Ehrengerichtshofs nichts weiß, durchaus noch nicht fest, ob der Leutnant deshalb, weil er den wehrlosen Zivilisten mit dem Säbel überfiel, nicht mehr würdig erachtet wird, den Offiziersrock zu tragen, oder etwa, weil er bei der Affaire nicht genug Schneid entwickelte, die Ohrfeige erst ruhig hinnahm und später sich den Säbel wegnehmen ließ. Es wäre deshalb wünschenswert, daß über die Gründe des Spruches eine amtliche Mitteilung erfolgte, eventuell wird man sie ja wohl im Reichstag bekommen können!

Warum in die Ferne schweifen? Die Essener Rhein.-Westf. Ztg. erhebt ein großes Wehgeschrei über die Bleistiftfabrik Faber zu Nürnberg, die polnische Kaufleute in einem Schreiben ersucht hat, die Faberschen Bleistifte wegen des preußischen Polenkrieges doch nicht zu boykottieren, da die Bayern doch für die Thaten der Preußen nichts können. Wenn sich das Essener Blatt über Mangel an Patriotismus beklagen will, so kann es den Anlaß dazu näher haben. Es soll einmal bei dem Kommandanten Lans vom Iltis fragen, was er von Kruppschem Patriotismus hält! Oder es mag sich von den Herren des Kohlensyndikats über die In- und Auslandspreise informieren lassen usw. Die Industrie handelt überhaupt nicht nach patriotischen, sondern nur nach geschäftlichen Rücksichten. Und wo sie sich etwa patriotisch giebt, findet sie dabei sicher den fetteren Profit!

Oesterreich-Ungarn.

Wie ungarische Wahlen gemacht werden. Das Pester Bezirksgericht wird heute den früheren Ministerpräsidenten Baron Desider Banffy in folgender Affaire verhören. Bei den 1896er Wahlen hatte der Jászberenner Wahlpräsident Aladar Török die Wähler traktiert; er blieb jedoch dem Wirte 6000 Portionen Gulasch und 50 Hektoliter Wein schuldig. Der Wirt verlangte darauf Zahlung. Als er nichts bekam, verklagte er den Wahlpräsidenten, welcher nicht genug sei, zu zahlen, sondern dem Gerichte Briefe des früheren Ministerpräsidenten und Obergespans vorwies, worin er zum Traktieren der Wähler geradezu aufgefordert wurde.

Der Justizmord an Mattachich vor der österreichischen Delegation. Wie man aus Budapest telegraphiert, haben heute die Delegierten Kindermann und Genossen eine Interpellation an den Kriegsminister in der Affaire Mattachich eingebracht.

England.

ae. **Gegen den Brotzoll.** Ein Anti-Brotzollkomitee, das vor einigen Monaten gewählt wurde, beginnt eine energische Thätigkeit zu entfalten. Es hat die Trades Unions, die Kooperativ- und Einkaufsgenossenschaften von Nord-England zu einer Konferenz nach Manchester eingeladen. Eine andere Konferenz findet in einigen Tagen in Yorkshire statt. In dem Zirkular heißt es, daß, wenn die in Aussicht stehende Chefsteuer die Geschäftsleute zusammengebracht habe, so müsse die drohende Brotverteuerung das ganze Volk zusammenführen, denn durch sie würden Tausende betroffen. In einem Flugblatt sind die Gründe angegeben, warum der Brotzoll zu bekämpfen ist: er ist reaktionär und bedeutet Rückkehr zum Schutzzollsystem. Er ist zu verwerfen, weil er die gesunde nationale Finanzwirtschaft gefährdet. Anstatt den Luxus trifft er die notwendigsten Lebensbedürfnisse der großen Masse; er drückt schwerer auf die Armen als wie auf die Reichen. Noch haben die englischen Arbeiter Zeit, in letzter Stunde ihren Einfluß auf das Parlament geltend zu machen, um die Brotverteuerung zu verhüten.

Ein Wettlauf unter ungünstigen Bedingungen ist's, den Deutschland mit England in der Flottenvergrößerung aufgenommen hat. Am Donnerstag erklärte bei der Beratung des Kredits für Flottenbauten der Parlamentssekretär der Admiralität, Arnold Forster, im Unterhause: Seit April 1901 sind 35 Schiffe fertiggestellt worden und gegenwärtig sind 75 Schiffe, darunter 14 Schlachtschiffe und 24 Panzerkreuzer, im Bau. England verwendet neun Millionen Pfund Sterling allein auf Neubauten für die Flotte, während das ganze deutsche Marinebudget sich auf zehn und das französische auf 12 Millionen Pfund beläuft. Die Admiralität ist entschlossen, das Tempo der Schiffsneubauten nicht herabgehen zu lassen und das aufgestellte Flottenprogramm durchzuführen.

Rußland.

Ueber einen Anschlag im Zarenpalast enthalten Londoner Blätter folgende Meldung aus Petersburg: Die im Zarenpalaste zu Zarskoie-Selo angestellte Spezialpolizei habe am Montag eine junge Frau verhaftet, bei der man in einem Handbuch versteckt eine Höllenmaschine gefunden habe. Die Persönlichkeit der Frau sei noch nicht festgestellt. Die Beamten beobachteten in der Angelegenheit strengstes Schweigen.

Die russische Telegraphen-Agentur wird das dementieren. Da sie aber schon mehrfach später Festgestelltes geleugnet hat, so wird man danach immer noch nicht wissen, ob die Meldung mehr ist, als eines der vielen Gerüchte in aufgeregter Zeit.

Südafrika.

Ueber die Friedensaussichten äußerte sich am Donnerstag im englischen Unterhause Balfour folgendermaßen: Bis eine Mitteilung über das Ergebnis der Verhandlungen in Südafrika gemacht werden kann, halte ich es nicht für dienlich, in die Beratung des Budgets einzutreten. Ich sagte am Dienstag, ich halte es nicht für dienlich, das Budget zu beraten, solange die Angelegenheiten in der Schwebe seien. Das Wort „Schwebe" (balance) ist stundenlang so ausgelegt worden, als nehme es auf Erörterungen und Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Kabinetts über das Budget seinen Bezug. Dem ist nicht so. Der einzige zweifelhafte Punkt war, ob das Haus ersucht werden könne, über das Budget zu beraten, ehe wir genau wissen, wie wir hinsichtlich der zur Zeit in Südafrika vor sich gehenden Verhandlungen stehen. Da noch ein Schatten von Zweifel besteht, ob ich in der Lage sein werde, am Montag die endgültige Erklärung abzugeben, schlage ich vor, am Mittwoch die Beratung des Budgets zu beginnen.

Sonst sind noch folgende Meldungen zu verzeichnen:

London, 29. Mai. Die Morgenblätter veröffentlichen eine halbamtliche Note, worin mitgeteilt wird, daß man vor morgen eine endgültige Meldung über die Friedensverhandlungen nicht zu erwarten hat. Die Buren bemühen sich in Vereeniging, die Hauptfrage der Friedensbedingungen zu lösen. Die Frage ist folgende: „Will, ja oder nein, die Mehrheit den Frieden ohne Unabhängigkeit annehmen?" Diese Hauptfrage muß zuerst gelöst werden, bevor an die untergeordneteren Punkte herangetreten werden kann. Unterdessen wird der Krieg an verschiedenen Punkten fortgesetzt. Aus Middelburg wird gemeldet, daß Oberst Colleute an der Spitze von Lokal- und Polizeitruppen das Burenkommando Malan bei Rhyno Road angriff. Es fand ein heftiger Kampf statt. Die Buren wurden zurückgeschlagen. Malan selbst erhielt im Gefecht eine tödliche Wunde und geriet in Gefangenschaft. Aus Johannesburg wird gemeldet: Die Buren griffen unter van Wyk bei Rhodes Poort an, wurden aber mit Verlusten zurückgeschlagen.

---

lag er da, und er erwachte nur daraus, wenn ein heftiger Schmerz ihn zum Husten zwang. Der Wind fuhr durch seinen alten Rock und seine zerfetzten Beinkleider, und er würde wohl gefroren haben, wenn er nicht so schläfrig gewesen wäre. Das Trinken hatte ihm eine schreckbare Kraft gegeben, die aber jetzt, wo er keinen Schnaps mehr zu sich nehmen konnte, rasch wieder verflog. Aber auch das sonst so starke Verlangen nach Schnaps war vollständig geschwunden.

Der Nachmittag nahte heran, und noch immer lag Jos in seiner Grube, in abgefallenen Blättern halb vergraben, das Gesicht nach unten gewandt. Hätte von den Dorfbewohnern jemand ihn so wie einen Hund oder ein Stück Holz liegen sehen, so hätten sie wohl kaum in ihm Joseph Coney, den jungen Zimmermann, erkannt, der vor einem Jahre so hoffnungsfreudig nach London gewandert war.

Endlich wurde es sieben Uhr und stockdunkel. Er stand jetzt auf und ging auf die Kirche zu. Während des ganzen Weges hielt er sich dicht an den Hecken und nur ganz langsam konnte er vorwärts kommen. Ab und zu blieb er stehen, um nach den erleuchteten Fenstern im Dorfe zu sehen. Einmal sagte er laut vor sich hin: „Ich hätte auch ganz gern einmal den Platz besucht, auf dem ich früher gearbeitet habe." Aber er fürchtete sich, zu nahe an die Häuser heranzugehen. Er nahm daher seinen Weg über ein Feld, das sich bis zur Kirche erstreckte, und verbarg sich dort in einem angrenzenden Gebüsch. Durch ein Fenster des südlichen Seitenschiffes der Kirche strömte Licht heraus und erhellte gerade den Stein auf dem Grabe seiner Mutter. Seinen Blick nach der Kirche wendend konnte er sehen, wie sich auf dem Orgelchor Gestalten hin und her bewegten, und auch singen hörte er. Es wurde eine Uebung des Chores abgehalten.

Seine Mutter lag unter einer alten Föhre, nicht weit von dem Begräbnisplatz der Kinder, jener kleinen Digger, für die er so manchen Sarg gemacht hatte. Jede Familie hatte ihren eigenen Platz, der eingefriedet und mit Blumen bepflanzt war; aber für die Kinder, die durch ihre Schulkameraden zu Grabe getragen wurden, war ein besonderer Platz frei gelassen.

Die Lichter wurden ausgelöscht und die Sänger gingen nach Hause. Nachdem das Kirchhofsthor geschlossen, und die Fußtritte verhallt waren, wagte er es, aus seinem Versteck hervorzukommen. Er tastete sich nach dem Grabstein, auf dem geschrieben stand: „Still und gerettet." Hier legte er sich hin. Erst streckte er einen Arm aus, dann ein Bein, so wie es die Leute auf dem Rasen in Londoner Parks thun, die Leute, „für deren Dienste man keine Verwendung hat"; den Kopf legte er auf den Hügel, unter dem seine Mutter ruhte. Im Dickicht schrien die Eulen und im Dorfe bellten die Hunde, es war aber doch viel ruhiger als in London. Der Wind hatte sich gelegt.

Es war Jos auf einmal, als ob er Musik hörte, einen feierlichen Gesang, der aus dem Boden aufzusteigen und in der Luft ein Echo zu finden schien. Solche Musik hatte er noch nie gehört, selbst nicht in der St. Pauls-Kathedrale, die er oft, als er „außer Arbeit" war, besucht hatte, und in der er unter den traurigen Reihen jener Leute, „deren Dienste man nicht brauchte", saß.

Unter den Tönen der Musik schlief er ein. Als er wieder aufwachte, war es schon Mitternacht geworden. Nur mit Mühe vermochte er aufzustehen. Eine eisige Hand schien ihm die Kehle zuzuschnüren, und nur schwer konnte er Atem holen. Er fiel auf den Grabstein und von da auf den Rasen zurück. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn und seine Glieder wurden starr. Wie in einem Spiegel sah er sein ganzes früheres Leben vor sich, und in der Zeit eines einzigen Augenblicks kam jedes Wort, das er gesprochen, jede Handlung, die er begangen, jeder Gedanke, den er gefaßt, in seinen Geist zurück. Dann verschwand diese Erscheinung wieder. Wie ein Leichengewand hüllte kalter Schweiß seinen Körper ein, und die eisige Hand preßte seine Kehle so fest zusammen, daß er zu röcheln begann.

Da wußte Joseph Coney, daß seine letzte Stunde gekommen war.

* * *

Um acht Uhr des nächsten Morgens schlug die Glocke auf dem Kirchturm zwanzigmal an und hielt dann inne. Dann begann sie von neuem: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, und die Dorfbewohner wußten somit, daß der Mann oder die Frau, die gestorben war, das Alter von sechsundzwanzig Jahren erreicht hatte.

Der neue Pfarrer war gerade mit dem Füttern seiner Hühner beschäftigt, als die Glocke zu läuten anfing. Er stellte den Futterkorb nieder und lauschte so aufmerksam, daß er gar nicht merkte, wie die Hühner über das Futter herfielen.

„Wer mag wohl gestorben sein?" fragte er sich.

Er ging an den Turm, an dem der alte Totengräber das Seil zur Glocke mit einem Fuße bediente, während er sein Frühstück verzehrte.

„Wer ist es?" fragte der Pfarrer.

„Ein junger Mann, Herr Pfarrer, der vor einem Jahre nach London ging. Seine Mutter war eine alleinstehende Frau, und sein Vater ist am Suff gestorben. Wir haben ihn heute morgen auf dem Grabe seiner Mutter tot aufgefunden."

„Wo liegt die Leiche?"

„Wir haben sie einstweilen auf den Altar gelegt und in der Werkstätte, in der er früher gearbeitet hat, einen Sarg bestellt."

Der Pfarrer trat in die Kirche; er schritt durch das Gitter, das den Altar umfriedete und hob das Tuch, mit dem die Leiche zugedeckt war.

Mit geschlossenen Augen, die Hände auf der Brust gefaltet und das Gesicht mit einem friedlichen Lächeln verklärt, lag Joseph Coney da.

„Armer Kerl!" sprach der Pfarrer vor sich hin und fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Wie glücklich er aussieht!"

Später legte man die Leiche in den Sarg und brachte sie nach den „Beiden Falaisen", wo die Sektion stattfinden sollte. Der Doktor gab danach sein Gutachten dahin ab, daß der Tod infolge Entkräftung erfolgt sei, denn der Körper habe nur noch aus Haut und Knochen bestanden und nicht mehr ein bißchen Fleisch sei an ihm vorhanden gewesen.

Die Jury stimmte jedoch dieser Meinung nicht zu, weil man in der Westentasche noch einen Penny gefunden hatte. Es war dies das Geld, um welches Joseph Coney das „Eichkätzchen" gebeten hatte, als sie von der Polizeiwache kommend am Schnapsladen vorbeigingen.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020530/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG